

Rezensionen

Herbert Knittler, *Nutzen, Renten, Erträge. Struktur und Entwicklung frühneuzeitlicher Feudaleinkommen in Niederösterreich*. Mit einem Beitrag von Werner Berthold (Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 19), Verlag für Geschichte und Politik, R. Oldenbourg Verlag: Wien u. München 1989.

Seit Otto Brunner 1948 in zwei Aufsätzen am Beispiel Niederösterreichs programmatisch „sozialgeschichtliche Forschungsaufgaben“ der Frühneuzeitforschung formulierte und dabei die Untersuchung der Grundherrschaft an die erste Stelle setzte, ist nun schon eine dritte und vierte Historikergeneration am Werk, Struktur und Entwicklung der niederösterreichischen Grundherrschaft freizulegen. Noch in den siebziger Jahren fiel Österreich aus der vergleichenden internationalen Forschung zur spätfeudalen Grundherrschaft weitgehend heraus, wie etwa Miroslav Hroch und Josef Petráň konstatierten. Erst damals bahnte sich ein Durchbruch an. Er kulminierte in der von Gernot Heiß initiierten Gruppenarbeit zum Thema „Der niederösterreichische Adel um 1600“, die in Band 8 der „Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit“ 1981 ihren Niederschlag fand.

Unter der Leitung Herbert Knittlers schloß sich in den 1980er Jahren ein Forschungsprojekt über „Quantitative Aspekte adeliger Wirtschaftsführung in Niederösterreich 1500 bis 1700“ an, aus dem die vorliegende Publikation hervorgegangen ist.

Obwohl sich auch die Rechtsgeschichte (Helmuth Feigl 1964) – schon relativ früh – der Struktur der niederösterreichischen Grundherrschaft gewandt hat, obwohl in den letzten 25 Jahren eine Reihe von gründlichen Einzelstudien angefertigt wurden, scheint Herbert Knittler, Ordinarius am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, die Zeit für eine umfassende Gesamtdarstellung noch immer nicht reif. Mit der vorliegenden Studie legt er vielmehr einen Sammelband mit sechs Einzeluntersuchungen zum frühneuzeitlichen Feudaleinkommen vor. Bei zwei von diesen handelt es sich um überarbeitete Zweitpublikationen (MIÖG 92 [1984]; Festschrift Othmar Pickl 1987).

Was erklärt diese offenbar nach wie vor nicht ganz aufgeholte „Verspätung“? Man könnte die Wissenschaftsgeschichte bemühen und zum ersten weiter auswendig darauf verweisen, daß schon die Agrarverfassungsgeschichte für Nie-

derösterreich keine Ergebnisse vorgelegt hat, die sich etwa mit der vor einem Jahrhundert erschienenen klassischen Studie Karl Grünbergs über das gutsherrlich-bäuerliche Verhältnis in den böhmischen Ländern oder der entsprechenden Arbeit Roman Rosdolskys über Untertan und Staat in Galizien (polnisch 1962; deutsch 1991 in Vorbereitung) messen ließe.

Dadurch bleibt eine bedauerliche Lücke, auch wenn die Wirtschafts- und Sozialgeschichte gewiß gut daran tut, sich von dieser Tradition heute abzusetzen, die – mit Knittler (S. 9) zu sprechen – „ihre Informationen vorwiegend aus normativen Quellen von Herrschafts- und Untertanenseite“, aus Urbaren, die lediglich „Sollzustände“, nicht tatsächliche Abgaben festhalten, und aus Gerichtsakten mit ihrer Konfliktperspektive bezog.

Man könnte zum anderen etwa daran erinnern, daß Brunner bekanntlich bald darauf aus Österreich weggegangen ist und die von ihm beabsichtigte Bearbeitung von Massendaten zur frühneuzeitlichen Grundherrschaft in Niederösterreich nie in Angriff genommen hat. (Was zum Urteil über Brunners Begriff von „Sozialgeschichte“ nicht wenig beigetragen haben mag.) Es sind eben diese von Brunner aufgeführten Quellen, die Knittler auswertet – von den „Bereitungen“ der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zur Theresianischen Dominikalfassung, von den noch intakten ehemaligen Herrschaftsarchiven bis zu den „Anschlügen“ in den „Niederösterreichischen Herrschaftsakten“ (Hofkam-

merarchiv, Niederösterreichisches Landesarchiv).

Doch die konstatierte Verspätung wurzelt wohl etwas tiefer: im Forschungsgegenstand selbst. Struktur und Entwicklung der feudalen Grundherrschaft im frühneuzeitlichen Niederösterreich erschließen sich nicht durch einen einheitlichen Typus. Zu breit ist die Palette von trockenen Gülten, Freihöfen und Edelmannssitzen über Grundherrschaften mit weit gestreutem Besitz und Rechtstiteln bis zu großen geschlossenen Gutskörpern. Zu mannigfaltig in Zeit und Raum ist das Verhältnis von Grundherrschaft als Produzent und als Rentenempfänger, als daß die quantitative Forschung der spätf feudalen Grundherrschaft hier auf einen Satz gemeinsamer Grundmerkmale und Relationen abheben könnte. Was Brunner nur vermutete, daß es nämlich innerhalb des Landes unter der Enns verschiedene „Typenlandschaften“ und langzeitige Verschiebungen in der Dominanz verschiedener Typen gegeben habe, bestätigen Knittler und Werner Berthold, der den sechsten und letzten Beitrag – über die herrschaftliche Einkommensstruktur nach der Theresianischen Fassung – ebenfalls als „Versuch einer Typologie“ betitelt und im Ergebnis einen einheitlichen Typenbegriff wie den der „Wirtschaftsherrschaft“ für das ganze Land unter der Enns abgelehnt.

Im Zentrum des Bandes stehen „Struktur und Entwicklung frühneuzeitlicher Feudaleinkommen in Niederösterreich“. Es wird also ausdrücklich nicht die „Herrschaft“, sondern nur die Wirt-

schaft, und von dieser wiederum nur die grundherrschaftliche Seite betrachtet. Die untertänige Wirtschaft bleibt, jedenfalls im Prinzip, ausgeklammert – und damit auch die Quantifizierung des in dieser komplexen Region offenbar besonders schwer zugänglichen Verhältnisses zwischen beiden. Entsprechend findet sich unter den – dankenswerterweise präzise aufgeführten – weiterbestehenden Forschungslücken (S. 14 f.) die „fehlende Möglichkeit einer exakten Rekonstruktion der Bevölkerungsbewegung“, der „zahlenmäßige[n] Entwicklung des Untertanenstandes bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts“ wieder. „Nach der derzeitigen Kenntnis der Quellenlage“, resümiert Knittler resigniert, werde man sich damit abfinden müssen, „daß die im Zusammenhang mit einer umfassenden Untersuchung der Feudalrente unumgängliche Erhebung der Warenproduktion in den Bauernwirtschaften ... nicht vor dem späten 18. Jahrhundert mit Aussicht auf Erfolg einsetzen kann.“ Wir fügen an: Angesichts der ab dieser Zeit anfallenden Datenfülle wird man sich von einer Ausdehnung des Untersuchungszeitraums bis zum Ende der Grundherrschaft 1848 weiteren erheblichen Erkenntnisgewinn versprechen können. Dies ließe gewiß auch plausible Schlüsse auf die vorangehende Phase zu, zumal die Theresianisch-Josephinischen Reformen gerade in Niederösterreich, wo sich die Zersplitterung der grundherrschaftlichen Strukturen einer Rationalisierung weitgehend entzog, im Ergebnis so umwälzend nicht waren.

Offen, so Knittler weiter, sei auch nach wie vor „das Entwicklungsprofil der Arbeitsrente“, die er wohlbegründet als eigene Einnahmungskategorie behandelt und nicht automatisch den Renten oder den Erträgen aus der Eigenwirtschaft zuschlägt. Bei der Frage des Umfangs der Belastung der Bauernwirtschaft durch die Robot stehe immer noch Aussage gegen Aussage. Diese wichtige Frage scheint aber nicht unbeantwortbar – wie Knittlers bzw. Bertholds eigene Ermittlungen (S. 28, 42–47, 217–219) und Georg Grülls Untersuchungen für Oberösterreich erkennen lassen –, sondern harrt „nur“ einer die normativen Quellen hinterfragenden systematischen Bearbeitung.

Leider findet der Leser nach der Liste der Forschungslücken keine entsprechende Auflistung und Zusammenfassung der Forschungsergebnisse dieses Bandes. Diese muß er aus den einzelnen Beiträgen selbst herausfiltern. Auch Querverweise zwischen den Einzelbeiträgen sind – bei nicht wenigen Überschneidungen – rar oder allgemein. Statt dessen wird ein Dutzend mal mit Seitenangabe auf die beiden Vorveröffentlichungen verwiesen. All dies ist nicht eben leserfreundlich. Wer den dadurch etwas mühsamen Weg ohne „Kompaß“ durch den „Zahlenwald“ gründlicher quantitativer Untersuchungen dennoch nicht scheut, wird aber für seine Geduld belohnt: ihm tritt ein mittels ausgefeilter methodischer Zugriffe erzielter beeindruckender Forschungsertrag entgegen.

Eine Sonde um 1570 mit dem Daten-

material von 42 Kammergütern (S. 20–85) zeigt das Vorherrschen der Rentenherrschaft in Niederösterreich mit einem Anteil des Eigenguts und der Monopole von bescheidenen 14,9 Prozent und der Arbeitsrente von 10,4 Prozent der Einkünfte, während über 70 Prozent auf grundherrlichen Rechten beruhen. Schon hier hebt sich der für Niederösterreich charakteristische starke Regionalismus ab: Nur knapp ein Zehntel der Kameralherrschaften, noch dazu durchwegs einkommensschwache, lagen im Altsiedelland des Mostviertels, also des Viertels ober dem Wienerwald (VOWW). Die Kameralherrschaften konzentrierten sich in den Ausbaubereichen – im wesentlichen den drei anderen Vierteln des Landes.

Eine Untersuchung der „Geldeinnahmen niederösterreichischer Herrschaften 1660–1750“ (S. 86–116) erlaubt, da sie sich auf drei – einkommensstarke – Herrschaften im Waldviertel, dem Viertel ober dem Mannhartsberg (VOMB) bezieht, nur vorsichtige Verallgemeinerungen. Die Geldeinnahmen stiegen insgesamt in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, scheinen aber dann eher zu stagnieren. Auffällig ist, daß selbst diese Herrschaften keine bedeutende Marktproduktion, schon gar nicht für entferntere Märkte, aufweisen konnten. Teilweise eine Ausnahme bildet die freilich gegen die übermächtige Konkurrenz Südböhmens und -mährens stehende Teichwirtschaft des Wald- und Weinviertels, der ein eigener Beitrag gewidmet ist.

In der eindrucksvollen Untersuchung

über „Ackerland, Getreideanbau und Meierhöfe“ der niederösterreichischen Dominien (S. 117–145) heben sich die verschiedenen Typenräume deutlich voneinander ab. Schon vor 1600 setzte eine Ausweitung der Gutsflächen ein, ohne daß in bedeutender Zahl gutswirtschaftliche Großbetriebe entstanden wären. Die vorgegebenen regionalen Unterschiede in naturräumlichen Bedingungen und Siedlungsgeschichte vertieften sich und führen zu einer Verdoppelung der herrschaftlichen Ackerfläche auf Kosten der Bauerngüter, angeführt vom Weinviertel, dem Viertel unter dem Manhartsberg (VUMB), gefolgt vom Waldviertel und dem Viertel unter dem Wienerwald mit seinem durch die Marktbeziehungen zur Großstadt Wien als Konsumzentrum geprägten eigenen Strukturen. Typisch für die Zeit vor und besonders nach dem Weißen Berg ist auch eine fortschreitende Güterkonzentration im Zusammenhang mit dem Rückgang des Ritterstandes.

Für die zentrale Frage, die sich hier erhebt, warum Niederösterreich in der weiteren Entwicklung – etwa im Vergleich zu den benachbarten böhmischen Ländern – zurückblieb, gibt der Band eine Vielzahl von Indizien und deutet mögliche Antworten an. Die entscheidende Barriere war die Produktion für entferntere Märkte. Nur wenige niederösterreichische Herrschaften, insbesondere im Weinviertel und in Anbindung an die Wasserwege, produzierten Getreide für den Markt. Außer Wien – und der Armee – kamen nur die Eisengewerberegionen im We-

sten als bedeutende Abnehmer in Betracht. Dies zeigt auch eine Untersuchung der herrschaftlichen Gewerbebetriebe im Waldviertel (S. 182–203), die über die Eigenversorgung oder monopolisierte lokale Märkte kaum je hinausragten. Vergleicht man diesen Prozeß mit den entsprechenden Vorgängen etwa in den benachbarten böhmischen Ländern, so könnte man von einem Steckenbleiben des Entwicklungsprozesses hin zur Gutsherrschaft im Lande unter der Enns im 17. und 18. Jahrhundert sprechen. Daß dabei das Weinviertel noch am weitesten vorstieß, das – immer dem Lande ob der Enns typologisch näherstehende – Mostviertel den Gegenpol mit zahllosen trockenen Gülten, also reinen Rentenherrschaften, bildete, während das Waldviertel und das Viertel unter dem Wienerwald eine Zwischenstellung einnahmen, bestätigt eindrucksvoll der Beitrag von Werner Berthold über „Die Einkommensstruktur der adeligen Grundherrschaften um die Mitte des 18. Jahrhunderts“ (S. 204–237).

Es wäre zu wünschen, daß diese ergebnisreichen Untersuchungen nun auf die Bauernwirtschaft und zeitlich auch auf die letzten hundert Jahre des Bestehens der feudalen Grundherrschaft in Niederösterreich ausgedehnt würden. Verbänden sich dann diese wirtschaftsgeschichtlichen Ergebnisse mit einer entsprechenden Analyse der lokalen Herrschaftsausübung im Zeitraum vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, so wäre alles zusammengetragen, was für eine Gesamtdarstellung

der Grundherrschaft in Niederösterreich seit dem Ausgang des Mittelalters bis zu ihrem Ende erforderlich ist, die Herbert Knittler wohl zu Recht noch gescheut hat. Von Niederösterreich als einem „weißen Fleck“ in der internationalen Forschung zum frühneuzeitlichen Feudaleinkommen wird man aber schon jetzt endgültig nicht mehr sprechen können.

Dem Band ist in Form einer (ausführlichen) Auswahl ein Literaturverzeichnis beigefügt. Er ist mit zahlreichen Tabellen, einigen Graphiken und schematischen Karten ausgestattet. Auf Register wurde leider verzichtet. Druckfehler (so wird das tschechische wie das ungarische „á“ wiederholt zu einem „à“) halten sich in vertretbaren Grenzen. Das Rezensionsexemplar hat die Lektüre ausgesprochen schlecht vertragen.

Ralph Melville, Mainz

Jacques LeRider, *Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität.* Aus dem Französischen übersetzt von Robert Fleck. Österreichischer Bundesverlag: Wien 1990.

Jacques LeRiders neueste Studie über die Wiener Moderne sprengt sowohl in methodischer als auch in inhaltlicher Sicht den Rahmen bisheriger Publikationen zum österreichischen Fin de Siècle. Im vorliegenden Band geht es keineswegs bloß um die heute fast schon obligate ideen- und sozialge-

schichtliche Analyse des Fin de Siècle. LeRider intendiert vielmehr den Nachweis, daß die Wiener Moderne wesentliche Problemkonstellationen der gegenwärtig heiß diskutierten Postmoderne vorweggenommen habe.

In der Einleitung nennt der Autor drei vorrangige Themen, die bereits explizit auf die Kulturkritik der siebziger und achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts verweisen. Es sind dies die „Identitätskrise im persönlichen Bereich“, die „Infragestellung der herkömmlichen Geschlechterrollen und des Gegensatzes von Männlich und Weiblich“ sowie die „Krise der jüdischen Identität gegen Ende des 19. Jahrhunderts“ (S. 8). Gemäß der hier skizzierten Perspektiven gliedert LeRider seine Arbeit in vier Hauptteile. Der erste Abschnitt diskutiert ausführlich die Genealogie von Individualismus und Hypersubjektivismus der Moderne, er widmet aber auch dessen dialektischem Umschlag in die Destabilisierung und Auflösung des Subjekts breiten Raum. LeRider zieht einen weiten Bogen über Schopenhauer und Nietzsche zu Simmel und Dilthey und veranschaulicht plastisch die Ambivalenz des individualistischen Emanzipationsprozesses (vgl. S. 40 ff.). Nach LeRiders Ausführungen determinierte vor allem die Nietzsche-Rezeption die neu ausgebrochene Identitätskrise. Sie ließ zwei verschiedene Ausprägungen zu: einerseits die „Diagnose und Kritik des Individualismus als der modernen Kulturkrankheit“ und andererseits auch eine „ebensolche Überschwenglichkeit gegenüber

dem Individuellen als letztem Fundament wahrhaftiger Kultur“ (S. 48). Diese Ambivalenz wird nun am Paradigma einzelner Protagonisten des „Jungen Wien“ konkretisiert, aber auch im Bereich der Philosophie und Psychoanalyse lokalisiert (S. 56 ff.). Die Depersonalisierungstendenzen des neuen Subjektivismus bringt der Autor in engen Zusammenhang mit der Sprachkrise der Jahrhundertwende. Bedauerlicherweise diktieren diesen Themenbereich aber vornehmlich stereotype Texte wie Hofmannsthals Lord Chandos Brief oder – als Gegenströmung – Wittgensteins Tractatus. Hingegen wird die Sprachkritik Fritz Mauthners eher mit gängigen Kategorisierungsversuchen wie „Mystik mit ästhetischer Note“ abgefertigt (vgl. S. 72). Auf die Vorläufer jener Sprachkritik im deutschen Neukantianismus und Junghegelianismus wird auch in dieser Studie nicht eingegangen. Ausführlich werden die Gegenstrategien jener Identitätskrise diskutiert. LeRider dokumentiert die enge Korrelation von Individualismus, Ichauflösung und neuen mystischen Ganzheitsvorstellungen an so unterschiedlichen Paradigmen wie dem Geniekult Otto Weiningers, den Narzißmustheorien von Sigmund Freud und L. A. Salome (vgl. S. 83 ff.). Abschließend weist er sie in der Literatur des Jungen Wien und auch in der bildenden Kunst nach, namentlich bei Klimt und Makart (vgl. S. 97 f.).

Der zweite Abschnitt ist der Auflösung der tradierten Geschlechtergegensätze gewidmet. LeRider skizziert

hier an den Beispielen Schreiber, Weininger und Hofmannsthals „Märchen der 672. Nacht“ nicht nur die „Sehnsucht nach dem Weiblichen“ (S. 107) als Hauptsymptom der männlichen Identitätskrise, sondern er verweist auch nachdrücklich auf die Korrelation von Antifeminismus und Kulturkritik. Dabei beschäftigt er sich mit den gängigen Infantilisierungen und Dämonisierungen des Erotischen in der Moderne und versucht auch zu belegen, „daß die Jahrhundertwende von ihren Zeitgenossen vorwiegend als ein Zusammenbruch der traditionellen Weise als männlich gedeuteten Gewißheiten und Werte erlebt“ wird (S. 149).

Seine Analysen zur „Feminisierung des Schreibens“ (S. 151), die Rehabilitierungsversuche des Mutterrechts bei Otto Gross (vgl. S. 176 ff.) sowie die Wiederbelebung kretisch-mykenischer Kulturen in der Literatur und der bildenden Kunst (vgl. S. 207 ff.) machen das Herzstück dieses Abschnitts aus. Kritiker dieser Kunstrichtung wie Kraus, Loos und Weininger werden bei LeRider jedoch unter dem eher fragwürdigen Begriff „anti-moderne Moderne“ subsumiert.

Im dritten Abschnitt wird die These einer engen Beziehung von Antifeminismus und Antisemitismus diskutiert. Dabei beschränkt sich LeRider vorwiegend auf einen bloß referierenden Standpunkt. Er beschäftigt sich eingehend mit Freuds Theorie einer gemeinsamen Wurzel von Antisemitismus und Antifeminismus im Kastrationskomplex (vgl. S. 233 ff.) und behandelt ausführlich die

„Dialektik der Aufklärung“ von Horkheimer und Adorno.

Der vierte Teil, der die „Krisen der jüdischen Identität“ (S. 257) thematisiert, hätte durchaus zur Präzisierung der vorangegangenen Thesen führen können. Doch eine solche Konkretisierung bleibt LeRider weitgehend schuldig. In diesem Teil des Buches dominiert zunächst eine klare, übersichtliche sozialgeschichtliche Darstellung der Krisis jüdischer Intellektualität. LeRider beschäftigt sich eingehend mit den Themen Assimilation sowie mit dem Nietzscheanismus bzw. Wagnerianismus unter jüdischen Denkern (vgl. S. 267 ff.) und mit diversen Strömungen des österreichischen Antisemitismus, wobei die Ausführungen zu Chamberlain und Lanz von Liebenfels nur knapp gehalten werden und eine wesentliche Lücke in der Forschung weiterhin offen lassen. Abgerundet wird dieser vierte Teil durch Einzelstudien über jüdische Intellektuelle, namentlich Freud, Herzl, Kraus und Beer-Hofmann bzw. durch ihre durchaus unterschiedlichen Reaktionen auf den Antisemitismus selbst. LeRider trägt der Vielfalt dieser oft diametral entgegengesetzten Reaktionen sehr einfühlsam Rechnung, er setzt jedoch bisweilen auch problematische Akzente. So wird Freuds Stellung zum Judentum sehr detailliert bis zum Nationalsozialismus verfolgt, hingegen sind die Ausführungen über Kraus vorwiegend auf die Jahrhundertwende beschränkt und streifen seine spätere Einschätzung des Judentums nur am Rande. Fragwürdige Ter-

mini wie „jüdischer Selbsthaß“ sollten vor allem bei Denkern wie Karl Kraus, dessen Judenbild die unterschiedlichsten Facetten aufwies, mit mehr Vorsicht oder am besten überhaupt nicht mehr verwendet werden.

Der große Vorzug der Studie liegt darin, daß sie nicht auf einem starr fixierten Ansatz basiert, sondern durch ihren Methodenpluralismus der Vielschichtigkeit der Moderne gerecht wird. LeRider leistet mit dieser Studie zur Aufhellung der vielen und sehr unterschiedlichen geistesgeschichtlichen Strömungen der Jahrhundertwende einen wertvollen Beitrag.

Martin Kurzreiter, Wien

Miroslav Bertoša, *Zlikovsci i prognanici. [Verbrecher und Verbannte.]*, Pula 1989.

Miroslav Bertoša, ein kroatischer Historiker der mittleren Generation (geb. 1938), wurde durch seine zahlreichen Beiträge zur Geschichte Istriens bekannt (*Valle d'Istria durante la dominazione Veneziana*, 1972; *Istriens vergangene Zeit*, 1978; *Das Ethos und das Ethnos der Heimat*, 1985; *Das venezianische Istrien im 16. und 17. Jahrhundert*, 1986; *Ein Land und ein Krieg. Istrien 1615/1618*, 1986). Er gehört zu den Historikern, die versuchen, unter dem Einfluß der französischen, englischen und italienischen Geschichtswissenschaften auch die kroatische Historiographie zu modernisieren. Im Mittelpunkt seiner Interessen stehen Pro-

bleme der sozialen Entwicklung, demographische Veränderungen, die Randgruppen und die Mentalitäten.

Der geographische Raum seiner Arbeiten ist zwar auf eine kleine Halbinsel begrenzt, das ist jedoch eher ein Vorteil. Vor unseren Augen entdeckt Bertoša eine kleine Welt in ihrer Gesamtheit, und er macht damit einen wichtigen Schritt hin zu einer *histoire totale*. Von Bedeutung ist auch, daß Istrien ein Grenzgebiet zwischen mehreren Kulturen und Völkern ist; hier trafen sich kroatische, slowenische, italienische und österreichische Einflüsse, das Mediterrane mischte sich mit Mitteleuropa, der Glanz der Antike und des Mittelalters schien durch das Elend der frühen Neuzeit hindurch: ein ausgezeichneter Schauplatz für Geschichte.

Das neueste Buch von Bertoša handelt von einer Randgruppe, die immer mehr die Aufmerksamkeit der Historiker auf sich zieht: von Räubern und Verbannten (banditos). Von Menschen, die gegen die Gesetze lebten, aber auch von solchen, die wegen belangloser Taten aus der Gesellschaft ausgeschlossen worden sind.

Das Buch besteht aus drei Teilen. Im ersten (Krise und Gewalt, S. 23–70) definiert der Verfasser das Räubertum in Istrien als eine Verbindung des Balkanischen einerseits, des Mittelmeerranen und Westeuropäischen andererseits. Dabei wird das balkanische Räubertum mit der spezifischen Moral erklärt, nach welcher das Plündern der Feinde kein Verbrechen, sondern eine Heldentat ist, auch wenn man dabei keine ech-

ten Feinde (z.B. Türken), sondern deren unschuldige Untertanen ausraubte. Das mediterrane Räubertum ist dabei eine Art des Widerstandes der patriarchalen Gesellschaft gegen Modernisierungsprozesse. Der Autor gibt einen Überblick über die jugoslawische Literatur, die sich mit Räubern und Hajduken beschäftigt, liefert eine Typologie der Räuber und Verbannten und deren Chronologie. Das Räubertum wird mit Hunger, Krieg und Elend verbunden, aber es war am stärksten im 17. und 18. Jahrhundert ausgeprägt, und machte auch noch im 19. Jahrhundert der lokalen Regierung Probleme.

Im zweiten Teil (Gefährliche Gruppen, S. 73–175) schildert Bertoša die Struktur der Räuberbanden, den Charakter einzelner Mitglieder, aber auch jener Bauern, die wegen eines Verbrechens zu schweren Strafen verurteilt worden waren. Die Verbannten hatten ihre Helfer, bei welchen sie Hilfe, Nahrung und Wohnung finden konnten. Wegen der Schwäche der Regierung und der lokalen Miliz (der sog. Schwarzen Scharen) war es oft auch möglich, daß sie unbehelligt in ihren eigenen Häusern lebten. Dies wurde durch die Solidarität der Dorfbewohner ermöglicht.

Der dritte Teil (Die tiefen Wurzeln des Räubertums, S. 179–197) handelt von den Versuchen der Behörden, die Kriminalität zu unterbinden. Wo die Miliz hilflos war, wurde – wie im Wilden Westen – ein Sheriff angestellt, der oft ein ehemaliger Räuber war. Die Brutalität der venezianischen Strafpolitik war der Wirklichkeit des istrischen Dor-

fes nicht angepaßt und produzierte immer mehr Verbannte, welche keine andere Lösung für ihre Existenzsorgen finden konnten, als Räuber zu werden. Deswegen haben venezianische Beamte aus Istrien auch die Serenissima oft aufmerksam gemacht, daß man mit der Änderung der Strafpolitik die Lage viel eher verbessern könne.

Die Kriminalität in Istrien, schließt Bertoša, war im 17. und 18. Jahrhundert sehr intensiv, die Halbinsel war eine der unsichersten Regionen Europas. Dabei kann man die Räuber Istriens nur mit gewisser Vorsicht als „Sozialrebelln“ im Sinne Hobsbawms bezeichnen, weil sie nicht nur Reiche, sondern auch die armen Nachbarn ausgeplündert haben. Sie standen sogar manchmal im Dienste kleinerer Feudalherren oder städtischer Patrizier. Romantisch war das Räubertum keinesfalls.

Das Buch ist mit zehn Zeichnungen eines Priesters aus Gorizien (Giovani Marusig, 1641–1712) illustriert, sie zeigen „le morti violenti o subitane“.

Neven Budak, Zagreb

Jaroslav Pánek, Poslední Rožmberkové – velmoži české renesance [Die letzten Rosenberger – Magnaten der böhmischen Renaissance], Verlag Panorama: Praha 1989.

Beschäftigt man sich mit der böhmischen Geschichte in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg (1526–1620),

ragen die Rosenberger als wahrscheinlich bedeutendstes Adelsgeschlecht des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Böhmen, vor allem aber dessen zwei wichtigste Repräsentanten, Wilhelm (1535–1562) und Peter Wok (1539–1611), hervor. Die Lebensgeschichten der beiden Rosenberger wurden in der böhmischen Historiographie – dem jeweiligen geistigen Klima entsprechend – unterschiedlich interpretiert. In den extremsten Interpretationen wurden sie als feudale Parasiten bezeichnet oder märchenhaft überhöht. Daneben bewirkte die Fülle an belletristischen Verfälschungen, filmischen oder literarischen Mythisierungen, daß das historische Wissen immer mehr verblaßte. Eine umfassende historische Bearbeitung des Themas fehlte jedoch bis zum Erscheinen des vorliegenden Buches.

Schon in den 1960er und 1970er Jahren befaßte sich die Forschung mit den Rosenbergnern. Die beiden in České Budějovice herausgegebenen Monographien von František Kavka mit dem Titel „Zlatý věk Ruží [Das goldene Zeitalter der Rosenberger]“ und von Alois Míka mit dem Titel „Osud slavného domu [Schicksal eines berühmten Hauses]“ haben sich erstmals auf breiterer Basis mit den Rosenbergnern beschäftigt, vor allem aber ein differenzierteres Bild des dramatischen Endes der Herren der fünfblättrigen Rose zu zeichnen versucht. Für längere Zeit scheinen diese beiden Werke das wissenschaftliche Interesse der Historiker befriedigt zu haben. Weitere Impulse gingen erst wieder von der Neuauflage der historischen Le-

bensbeschreibung der letzten Rosenberger von Václav Březan aus, die von Jaroslav Pánek vorbereitet und 1985 herausgegeben wurde.

Jaroslav Páneks Monografie bezeugt seine tiefen Kenntnisse der böhmischen und mitteleuropäischen Geschichte im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit. Dieses Buch ist weit mehr als nur ein lebensgeschichtliches Portrait der letzten Rosenberger. Die Darstellung der beiden Biografien als einander begleitende und überschneidende Lebenslinien beleuchtet vielmehr eindrucksvoll das soziale und politische Leben Böhmens in der Zeit vor der Schlacht auf dem Weißen Berg. Während die zitierte Arbeit von A. Míka vor allem wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte in den Vordergrund stellt, bleibt J. Pánek der politischen Geschichte treu. Er widmet dem politischen Denken der letzten beiden Rosenberger den größten Teil seiner Aufmerksamkeit. Folgen wir Páneks Sicht auf die letzten beiden Rosenberger, so begegnen wir zwei unterschiedlichen Typen politischer Repräsentanz: Während Wilhelm als katholischer Traditionalist auftrat, machte Peter Wok sich zum Verteidiger ständischer Interessen. Die Passagen, in denen Pánek diese unterschiedlichen Wege beschreibt, gehören zu den eindrucksvollsten Teilen des Buches. Dazu trägt vor allem die Kenntnis der böhmischen, aber auch vieler österreichischer und deutscher Quellen und der neuesten internationalen Sekundärliteratur bei. Pánek gelingt es nicht nur, „weißen Flecken“ in der Bio-

grafie der Rosenberger Farbe zu geben, sondern auch wichtige Abschnitte der mitteleuropäischen Geschichte der zweiten Hälfte des 16. und des frühen 17. Jahrhunderts neu zu interpretieren. Schon in den letzten Jahren hat sich Pánek durch Aufsätze in böhmischen und mährischen, aber auch ausländischen Zeitschriften Verdienste um eine ausführliche Analyse des gesellschaftlichen Umfelds der beiden letzten Rosenberger erworben. Im nun vorliegenden Buch hat er seine Kenntnisse über die Rosenberger durch ausgewählte Kapitel aus der Geschichte Böhmens und durch überregionale Bezugnahmen verdichtet. Dadurch ist es ihm gelungen, Forschungsdefizite wettzumachen und künftige Forschungsperspektiven anzudeuten.

Interessant ist an Páneks Buch auch die Darstellung des vielfältigen kulturellen Lebens am Hof der Rosenberger. Schon früher hat der Zusammenhang zwischen dem hohen kulturellen Niveau am Hof der Rosenberger und ihrem kostspieligen Mäzenatentum die Historiker beschäftigt. Pánek ist es jedoch in zwei seiner Kapitel gelungen, die Beweggründe für dieses kostspielige Mäzenatentum genauer zu benennen. Wilhelm habe – so Pánek – vor allem aus politischen Interessen jene unterstützt, von denen er erwartete, daß sie ihm eine bessere Informiertheit und Repräsentation sichern würden. Bei Peter Wok scheint die Ursache seines Mäzenatentums hingegen – ähnlich wie bei Rudolf II. – in seiner leidenschaftlichen Sammlertätigkeit gele-

gen zu sein. In der Renaissance und im Manierismus erblühte der Hof der Rosenberger zu einem Zentrum kultureller Selbstdarstellung: Künstler und Okkultisten, Literaten, Wissenschaftler und Kunsthandwerker verkehrten hier, Bücher, naturwissenschaftliche Geräte, Gemälde- und Naturaliensammlungen verliehen der Residenz eine prunkvolle Atmosphäre. Weitere Forschungen werden wahrscheinlich die Bedeutung des Mäzenatentums der Rosenberger und der kulturellen Entfaltung an ihrem Hof noch höher bewerten müssen.

Páneks Darstellung der letzten beiden Rosenberger ist weder verklärend noch abwertend. Er beschränkt sich auf die Darstellung der außergewöhnlichen Rolle, die diese beiden Männer sowohl in der Entwicklung des frühneuzeitlichen Böhmen als auch in den politischen Beziehungen zu anderen mitteleuropäischen Ländern innehatten. Trotz ihres böhmischen Patriotismus war ihr politisches Handeln von Toleranz geprägt, vor allem aber waren sie stets um einen inneren und äußeren Frieden für Böhmen bemüht. Obwohl der letzte Rosenberger 1611 starb, hat sein kulturelles und politisches Erbe die Geschichte Böhmens noch für Jahrhunderte geprägt. Für die Gedankenwelt der Renaissance in Böhmen und ihre hervorragenden Vertreter bietet Páneks Buch einen ausgezeichneten Einstieg.

Václav Bůžek, České Budějovice

Gerald Stieg, *Frucht des Feuers*. Canetti, Doderer, Kraus und der Justizpalastbrand, Edition Falter, Österreichischer Bundesverlag: Wien 1990.

Der 15. Juli, der Tag des Justizpalastbrands, ist als Ereignis für die Entwicklung Österreichs von einer Tragweite, deren Folgen – und ich übertreibe nicht – bis auf den heutigen Tag nicht absehbar sind. Daß dem so ist, geht auch aus der Literatur hervor. In der österreichischen Geschichte des 20. Jahrhunderts gibt es kein Ereignis, ja nicht einmal die Ausrufung der Republik am 12. November 1918, dessen Spuren sich so wirkungsmächtig in der österreichischen Literatur eingedrückt hätten. Es nimmt daher wunder, daß erst jetzt eine einschlägige Studie über diesen Umstand vorliegt: Der an der Sorbonne lehrende gebürtige Österreicher Gerald Stieg hat nun ein Buch geschrieben, das jeden, der an Geschichte und Literatur Interesse hat, fesseln wird. Das ist nicht zuletzt der Darstellungsweise des Autors zu verdanken, dessen Sprache und Engagement allerdings nichts von der analytischen Schärfe und wissenschaftlichen Stichhaltigkeit übertönen. Stieg begnügt sich nicht mit der – vom Historiker Gerhard Botz übrigens genau erarbeiteten – Beschreibung der Ereignisfolge an diesem 15. Juli. Für die Bedeutung des Justizpalastbrandes gibt es gewichtige literarische Zeugnisse: Karl Kraus, der in der *Fackel* betroffen in aller Schärfe reagierte; Heimito von Doderer, der das Ereignis in das Finale seines 1956 abgeschlos-

senen Romans *Die Dämonen* hinein nahm, oder Elias Canetti, nach dessen eigenem Zeugnis das Feuer unbewußt die Keimzelle seines Romans *Die Blendung* und den Ausgangspunkt für seine massentheoretischen Überlegungen gebildet habe. Aber nicht nur mit dieser Materie befaßt sich Stieg; er zieht auch literarisch weniger Bedeutendes und doch sehr Aussagekräftiges heran. Stieg untersucht vor allem die Auseinandersetzung zwischen Bauer und Seipel nach dem politisch-ethischen Modell Antigone-Kreon. Er forscht nach der möglichen Reaktion Freuds und findet nur einen Reflex bei Wilhelm Reich, der sich auf Grund dieses Ereignisses der Massenpsychologie zugewendet hat, während sich Freud unter dem Motto des Vorranges der Kultur von Reichs Ansinnen distanziert habe. Auch hier markiert das Ereignis einen Scheideweg. Übrigens gibt es eine leicht zugängliche Äußerung Freuds zum 15. Juli in der 1987 englisch erschienen Biographie Peter Gays. Freud schrieb vom Semmering an Ferenczi: „Dieser Sommer ist eigentlich katastrophal, als ob ein großer Komet am Himmel stünde.“

In der Wertung der Texte ist Stieg Partei, er nimmt Partei vor allem für Kraus und Canetti; als Canettis Antipode erscheint Doderer, dem – so Stieg – die Problematik der Masse und damit die historische Substanz der Ereignisse fremd, ja in der Tat gleichgültig gewesen sei. Bei Doderer geht Stieg auch weniger genau vor; Doderer hatte *Die Dämonen* in den dreißiger Jahren als Nationalsozialist konzipiert und zwan-

zig Jahre später umgeschrieben. Gerade die Anstrengung, mit der sich Doderer als ein anderer erweisen wollte, ist irritierend und aufschlußreich; zugleich war dies auch der – für die fünfziger Jahre – verständliche Versuch, die Gegensätze auszugleichen, Schuld und Last gleichmäßig zu verteilen und das Problem damit zu bagatellisieren. Die erzählerische Leistung wie die Verdrängungsleistung Doderers würde es in mehrfacher Hinsicht verdienen, ein deutlicheres Profil zu bekommen.

Trotz dieses Einwandes möchte ich festhalten: Es gibt wenige Untersuchungen, in denen die Beziehung von Geschichte und Literatur methodisch so bewußt behandelt wird. Mit Canetti wehrt sich Stieg gegen die Reduktionsmechanismen der Psychoanalyse wie der Historiographie und zeigt, daß Literatur etwas leistet, was in diesen Diskursen nicht vorrätig ist: Sie hält am Leben, sie bewahrt auf für ein lebendiges Gedächtnis. Ingeborg Bachmann hat dies just im Zusammenhang mit dem Justizpalastbrand betont. Ein Zitat aus ihrem 1971 erschienenen Roman *Malina* würde Stiegs Material vorzüglich ergänzen: „In einer Entwicklung bleibt ja nichts ohne Folgen, und dieser tägliche Brand des Justizpalastes (...) Der tägliche Brand eines so gespenstischen Palastes mit seinen Kolossalstatuen und seinen Verhandlungen und Verkündigungen, die man Urteile nennt! Dieses tägliche Brennen...“

Wendelin Schmidt-Dengler, Wien

Rudolf G. Ardelt u. Hans Hautmann (Hg.), *Arbeiterschaft und Nationalsozialismus in Österreich*. In memoriam Karl R. Stadler. Europaverlag: Wien u. Zürich 1990.

Die österreichische Zeitgeschichtsforschung ist arm an großen monographischen Untersuchungen zu den zentralen politik- und sozialgeschichtlichen Themen der nationalsozialistischen Herrschaft. Dies gilt insbesondere für jene Bereiche, in denen die Haltung der österreichischen Bevölkerung selbst im Mittelpunkt des Interesses steht. Dies betrifft Mittelstand, Bauern und Oberschicht ebenso wie die Arbeiter. In diesem Fall kommt allerdings, wie Rudolf G. Ardelt in seinem knappen Einleitungsbeitrag hervorhebt, hinzu, „daß gerade die Historiographie der Arbeiterbewegung (...) der Gefahr erlegen ist, an der Schaffung einer Legende mitzuwirken, die die Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung bzw. der österreichischen Arbeiterklasse mit Verfolgung und Widerstand gleichsetzt und sie 1945 gleichsam unberührt wie einen Phönix aus der Asche des Dritten Reiches wieder auferstehen läßt“ (S. 20). Dies ist nun jedoch durchaus kein österreichisches Spezifikum, es trifft auch auf die Situation in der ehemaligen DDR und in der Bundesrepublik bis vor etwa zehn Jahren zu.

Um ein wirklichkeitsnäheres und kritischeres Bild der österreichischen Arbeiterschaft und ihres Verhältnisses zum Nationalsozialismus zwischen etwa 1926 und 1945 bemühten sich daher

im März 1988 die Referenten einer in Linz veranstalteten Konferenz, deren Beiträge in dem vorliegenden Sammelband abgedruckt sind.

Die Aufsätze sind thematisch, methodisch und qualitativ sehr heterogen: neben veritablen Forschungsarbeiten stehen knappe Skizzen und Stichwortlisten; durchaus nicht allen hier abgedruckten Beiträgen hat die Veröffentlichung gut getan. Insgesamt gewinnt man den Eindruck, daß es zahlreiche interessante Untersuchungsvorhaben zu einzelnen, oft regional oder thematisch sehr speziellen Fragen gibt, daß aber gründliche Arbeiten zu den wichtigen und grundlegenden Feldern (wie die Studien von Freund und Perz über die österreichischen Konzentrationslager oder wie in Deutschland die Arbeiten von Hachtmann, Zolitsch, Frese, Morsch, Siegel, Recker u.a.) eher die Ausnahme sind. Dies gilt insbesondere für den betrieblichen Bereich, der in den hier vorgelegten Beiträgen kaum behandelt wird (was gewiß auch auf die schwierige Archivsituation zurückzuführen ist), für die Frage der ausländischen Zwangsarbeiter in Österreich, die einer gründlichen Erforschung nach wie vor bedarf, aber auch für die ideologische Seite der „Arbeiterfrage“ im „Dritten Reich“. Die im einzelnen durchaus anregenden Beiträge im Kapitel „Der Arbeiter als ‚Titan‘ und ‚Soldat‘“ behandeln die nationalsozialistische „Weltanschauung“ vorwiegend als Instrument der Propaganda und Verführung. Die Frage nach Anziehungskraft und Faszination des na-

tionalsozialistischen Weltbildes gerade für Arbeiter läßt sich auf diese Weise nicht beantworten. Die „Weltanschauung“ des Nationalsozialismus kann zudem nicht allein von ihrer Form her betrachtet werden, sondern bedarf auch einer inhaltlichen Analyse.

Dies gilt in gewisser Weise auch für die Beiträge zur wirtschafts- und sozialpolitischen Entwicklung Österreichs während der NS-Zeit. Weniger die sozialpolitischen Vorhaben und Entwürfe der Machthaber sind hier von Interesse als das, was sie wirklich getan haben und wie es von der Arbeiterschaft aufgenommen worden ist – so wie dies etwa in den Aufsätzen von Josef Moser über Linz und Oberösterreich untersucht wird, dessen Regionalstudie den starken Modernisierungsschub, den die österreichische Industrie während und infolge des Krieges erlebte, anschaulich belegt. Insgesamt bestätigen die hier von Schausberger, Talos u.a. vorgelegten Daten die These von Perz und Freund, wonach man die österreichische Entwicklung während des Krieges als „Modernisierung durch Zwangsarbeit“ bezeichnen könnte. Intensivere empirische Studien dazu stehen jedoch noch aus.

Allgemein kann man aber auch hier nicht übersehen, daß die Situation der österreichischen NS-Forschung in diesem Zusammenhang durchaus prekär ist. Sie ist auf der einen Seite keine „Nationalgeschichte“, andererseits aber auch keine deutsche Regionalgeschichte – etwa im Sinne der Münchner Reihe über „Bayern in der NS-Zeit“. Zahl-

reiche Studien für Österreich erbringen nur, was seit langem für das „Altreich“ bekannt ist. Für im engeren Sinne österreichspezifische Studien aber fehlen vor allem größere Untersuchungen zur Politik der NS-Behörden in Österreich und der österreichischen Eliten in Wirtschaft, Bürokratie und Politik. Der Sammelband „Arbeiterschaft und Nationalsozialismus in Österreich“ regt daher eher Fragen an und weist unerforschte Bereiche auf, als daß er bereits Antworten und Ergebnisse vorlegen könnte. In diesem Sinne sind viele der hier versammelten Beiträge anregend und ermutigend.

Ulrich Herbert, Hagen

Heiner Gillmeister: Kulturgeschichte des Tennis, Wilhelm Fink Verlag: München 1990.

Heiner Gillmeister, Professor für Sprachwissenschaft und mittelalterliche Literatur in Bonn sowie ständiger Mitarbeiter der Zeitschriften *tennis magazin* und *Golf Sport*, recherchiert auf knapp über 300 Seiten dieses reich illustrierten Bandes (mit Glossar und Namensregister) die Entstehungsgeschichte des heute so populären Sports von seinen Anfängen im 12. Jahrhundert bis etwa 1900. Gillmeister geht dabei mit Akribie ans Werk. Davon zeugen nicht bloß zusätzliche 60(!) Seiten Anmerkungen (die ein ständiges Hin- und Herblättern notwendig machen), sondern v.a. die Spurensicherung auch

kleinster Details. Etwa: Woher stammt die seltsame, S-förmige Aufprägung moderner Tennisbälle? Antwort: „Eine derartige Naht sehen wir zum allerersten Mal auf einem englischen Cricketball in der Hand eines gewissen Frederick Francis Barker (...) Unsere Tennisbälle (sind) ebenso stumme wie unverstandene Zeugen dafür, daß wir unsere Art zu spielen den Engländern und nicht den Franzosen verdanken.“ (S. 176) Darüber hinaus versteht es der Autor, wissenschaftliche Präzision mit einem journalistischen Sprachgestus zu verbinden, sodaß die Studie auch für Laien auf dem Gebiet der Sportgeschichte zum (manchmal recht heiteren) Lesevergnügen werden kann. Zur englischen Kochkunst heißt es da beispielsweise, daß Major W.C. Wingfield, einer der Erfinder des englischen Lawn Tennis, in späteren Jahren die kulinarische Gesellschaft „Le Cordon Rouge“ zur Förderung der Wissenschaft des Kochens gründete: „In England gewiß ein überaus löbliches Unterfangen.“ (S. 233) Und über den adligen Freier des Mittelalters ist zu lesen: „Gerade so wie der Mann von Welt heutzutage ein paar hochwertige Tennisrackets scheinbar achtlos im Fond seines Sportwagens herumchauffiert, trug der Ritter von damals, hoch zu Roß, seinen Jagdfalken spazieren.“ (S. 16)

Eröffnet wird das Spiel mit historischen Fakten durch Gillmeister mit der Darstellung des mittelalterlichen „Tennis“ von Mönchen, die im Kreuzgang ihrer Klöster eine vergleichsweise friedliche Alternative zum damals gängigen

Fußballspiel entwickelten. Gemeinsame Wurzel beider Spiele dürfte der im ritterlichen Turnier stilisierte Kampf um eine Burg, genauer ums Burgtor, der *pas d'armes* sein. Jedenfalls hatte der mittelalterliche Tennisspieler ein wie auch immer geartetes Tor zu verteidigen, und zwar mit der bloßen Hand, ohne durch ein Netz vom Gegner getrennt zu sein. Der Autor siedelt diese Urform des Tennisspiels in Nordfrankreich an, von wo aus das Spiel seinen Siegeszug rund um die Welt, bis zu den Indianern Mexikos (als *pelota mixteca*), angetreten haben soll – eine Erkenntnis, der allerdings die Ergebnisse meiner eigenen Studien über indianische Ballspiele widersprechen, die vielfältige, multikulturelle Ursprünge ähnlicher Spiele wahrscheinlich erscheinen lassen.¹

In der zweiten Abteilung seiner Studie macht uns Gillmeister mit den verschiedenen Spielarten bzw. Spielfeldern des spätmittelalterlichen „Tennis“ vertraut, z.B. damit, daß Schassen ausgespielt wurden – d.h. Punkte erzielt wurden, indem es dem Gegner nicht gelang, den Ball im Falle eines zweiten Aufspringens vor einer markierten Stelle zu stoppen -, oder damit, daß über ein seitliches Schrägdach serviert wurde u.v.a.m. Der Autor berichtet über die allmähliche Einführung einer Schnur, Verbote des heutigen Netzes, in der Mitte des Spielfeldes und davon, daß Rackets die schmerzende Hand zu entlasten beginnen. Das Volk auf dem Land zweckentfremdete zur gleichen Zeit aus Ermangelung an Schrägdächern Getreidesiebe zu Ser-

viceflächen. Im übrigen dürfte sich im 15. Jahrhundert die Konstellation drei gegen drei zur Standardkonstellation des Tennisspiels entwickelt haben.

Abteilung drei dieser Kulturgeschichte stellt eine etymologische Untersuchung des mittelalterlichen Tennisvokabulars dar, wobei Gillmeisters Interesse zunächst der kriegerischen Sprache des Spiels gilt – einer Sprache, die durchaus unserer heutigen Metaphorik ähnelt, wenn wir vom „Bomber der Nation“ sprechen und mit einer Gegenübertragung vom „Wüstentraining“ amerikanischer Soldaten. Wie dem auch sei, das Wort „Tennis“, die heutige Bezeichnung des Sports, leitet sich jedenfalls aus dem französischen Ruf „tenez!“ (haltet!) her, mit dem die Aufschlagpartei im *jeu de paume* einen Ballwechsel eröffnete. Noch ein für Tennisfreunde interessantes Detail klärt dieses Kapitel: Die eigentümliche Zählweise im Tennissport (nach Fünfehnerpunkten) scheint sich der Wettleidenschaft der mittelalterlichen Menschen zu verdanken. Im damaligen „Tennis“ ging es grundsätzlich um den Wetteinsatz eines *gros denier tournois* (= 15 deniers) pro Ballwechsel.

Über einige Beispiele von „Tennis in der (spätmittelalterlichen) Literatur“ gelangen wir schließlich, Heiner Gillmeister folgend, zum verspäteten Einstieg der Deutschen ins Tennisgeschehen und zu einer Geschichte überdachter Tennisanlagen, sprich Ballhäuser (Kap. 5). In Deutschland wurde „Tennis“ erst ab dem 15. Jahrhundert gespielt, zunächst im Rheinland, bis

es im 16. und 17. Jahrhundert eine Blütezeit im gesamten deutschsprachigen Raum erlebte. Adel und Bürgertum frönten spätestens dann diesem Zeitvertreib in Ballhäusern, einem Import aus Frankreich, in dem keineswegs das Tanzbein, sondern das Racket geschwungen wurde. In Wien erinnert noch heute der „Ballhausplatz“ an die ehemals dort befindliche Tennisanlage. Nur wenig später, im 18. und 19. Jahrhundert, geriet dieses Spiel aus der Mode. Dieser Zeitraum, schreibt Gillmeister, hat „den unaufhaltsamen Abstieg des alten Tennisspiels gesehen.“ (S. 219)

Was uns Gillmeisters Chronik bis dahin verschweigt, ist, daß die Geschichte des Tennis, d.h. des *jeu de paume*, des *pärkspiel*, des *keatsen* usf., bis ins 18. Jahrhundert genauso gut als Geschichte des Faust-, Volleyball oder Squash gelesen werden kann. Es hätte der Untersuchung nicht geschadet, würde zumindest darauf hingewiesen werden, daß die säuberliche Trennung der Sportarten von heute im Mittelalter nicht existierte. Das damalige Fußballspiel etwa stellte eine Mischung aus Fuß-, Handball- und Ringkampfelementen dar, aus denen sich erst im 19. Jahrhundert an den englischen Public Schools die modernen Sportarten Fußball und Rugby entwickelten.

Verglichen mit den detaillierten Analysen eben dieses (recht komplexen) Transformationsprozesses², erfolgt Gillmeisters Einstieg ins moderne Tennissehen eher enttäuschend, nämlich mit einer Geburt ex nihilo, indem der

erwähnte W. C. Wingfield 1874 in England das *Lawn Tennis* erfindet (Kap. 6). Dieser Sport nun unterscheidet sich tatsächlich nur mehr geringfügig von der heutigen Praxis und verbreitet sich in Windeseile über den ganzen europäischen Kontinent bis in die Vereinigten Staaten. 1900 fand der erste Vergleichskampf zwischen den USA und England statt – die Geburtsstunde des Davis Cup. Nach Exkursen über den Wandel der Spieltechniken, Tennis als Olympischer Bewerb und die Rolle der Frau im Tennis um 1900 – womit das weibliche Geschlecht, mit der Ausnahme einer mittelalterlichen Tennisspielerin, zum ersten und letzten Mal in diesem Buch erwähnt wird – beschließt der Autor seine Studie in Deutschland nach der Jahrhundertwende mit der Suche des dortigen Tennis-Bundes nach Tennisdeutsch.

Der einzige wirklich wesentliche Mangel dieser Analyse besteht m.E. darin, daß es Gillmeister nicht versteht (bzw. nicht danach trachtete), die Fülle an Material zu einer Sozialtheorie des Tennis zusammenzuschließen, die die Gründe der skizzierten Genese des Sports plausibel machen würde. Entsprechende Entwürfe sportwissenschaftlicher Theoriebildung gäbe es jedenfalls zur Genüge, etwa Ariés' Aufriß einer gesamtgesellschaftlichen Spielkultur, die im 17. Jahrhundert aufgrund neuer Körperdisziplinen zerfällt³, oder Eichbergs Studium eines ständischen Bewegungsverhaltens⁴, oder N. Elias' Theorie der „Zivilisierung“ von Spielen⁵ bzw. Dunnings Analyse von

„Klassen“ in der Fußballgeschichte⁶ etc. Indem Gillmeister weder von solchen Modellen Gebrauch macht, noch von sich aus die sozialen Kräfte der Transformationsschübe im Tennis hinterfragt (z.B. ist nicht restlos geklärt, zu welcher Zeit und an welchem Ort Tennis vom Volk bzw. wann und wo es von Eliten gespielt wurde), gerät seine Geschichte des Sports ein wenig zur willkürlich-beliebigen Verkettung chronologischer Fakten. Als reine Faktographie ist die Arbeit allerdings beeindruckend. Und vielleicht sollte man sich von einer Studie, die sich schlicht Kulturgeschichte nennt, auch keine Sozialgeschichte erwarten.

In Gillmeisters Diktion: Das Buch empfiehlt sich für einen der vordersten Plätze in der Weltrangliste der Geschichten des Sports, es fehlt ihm allerdings die Brillanz etwa eines Ilie Nastase in seinen besten Tagen in Form einer zugrundeliegenden Theorie des Sozialen. Anklänge dazu und der Gewinn an Wissen über den Tennis-Ursprung reichen nicht ganz zum „Grand Slam“-Gewinn.

Otto Penz, Wien

Anmerkungen:

1 Vgl. Reading Games: Ballgames of the North American Indians and in Late Medieval Europe, unveröffentl. Manuskript eines Vortrags, gehalten am XIIth World Congress of Sociology in Madrid 1990.

2 Vgl. insbes. Eric Dunning, Kenneth Sheard, Barbarians, Gentlemen and Players, Oxford 1979.

3 Philippe Ariés, Geschichte der Kindheit, München 1980.

4 Vgl. Henning Eichberg, Leistung, Spannung, Geschwindigkeit, Stuttgart 1978.

5 Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., Frankfurt 1981, und Norbert Elias, Eric Dunning, Quest for Excitement, Oxford 1986.

6 Eric Dunning in: Wilhelm Hopf, Hg., Fußball, Bensheim 1979.